

Die tanzende, die leidende und die freudige Elisabeth

Festansprache am Samstag, 17. November 2007, 18.30 Uhr in der Elisabethinenkirche in Klagenfurt

Elisabeth Jünemann

Wer ist Elisabeth? Woran erinnern wir uns? Und: Warum?
Wer ist Elisabeth? Welche Spuren hat sie hinterlassen?

Für uns? Die wir uns an sie erinnern. Weil wir so heißen wie sie. Weil wir Kirchen, Gemeinden, Krankenhäuser und Pflegeheime nach ihr benannt haben. Weil wir feiern, dass sie gelebt hat. Und wie sie gelebt hat. Wer ist *unsere* Elisabeth? Subjektiv. Denn objektiv lässt sich die Frage nicht beantworten.

Die Historiker verzweifeln an ihr. Es gibt genau ein zweifelsfrei bekanntes Datum in ihrem Leben: Der 17. November 1231. Der Tag ihres Todes. Heute ist ihr Todestag. Elisabeth von Thüringen hat uns keine schriftlichen Dokumente hinterlassen. Wie Jesus (und übrigens auch Sokrates) hat sie *keine einzige Zeile* für ein Manifest oder Buch *geschrieben*, keine Theologie entwickelt. Und es wurde zu ihren Lebzeiten auch nichts über sie geschrieben. Wir haben keine auch nur einigermaßen authentischen Bilder von ihr. Sie hat sich nicht malen lassen. Nicht ungewöhnlich zu ihren Lebzeiten. In einer Epoche, in der das realistische Porträt nichts bedeutete. Geredet und geschrieben hat man über Elisabeth wohl erst nach ihrem Tod. Oder besser: Mit ihrem Tod.

Nun werden Texte geschrieben. Texte, die das Besondere an Elisabeths Leben dokumentieren sollen. Die das Heiligmäßige dokumentieren sollen. Im Hinblick auf die angestrebte Heiligsprechung. Nun entstehen all die Bilder von der heiligen Frau. Bilder, an deren Kern sich im Laufe der Jahrhunderte viele weitere anlagern. Bis heute.

Nun entsteht zum Beispiel und vielleicht vor allem auch der „Libellus“. Ein Büchlein, das Protokolle enthält über die Anhörungen der Frauen Guda und Isentrud, Elisabeth und Hildegund. 1235 waren diese vier Frauen, Elisabeths Begleiterinnen, im Auftrage der päpstlichen Kommissare von zwei Rechtsprofessoren zum Leben der Elisabeth von Thüringen befragt worden. Aus dem „Libellus“ stammen die meisten der Geschichten, die sich um Elisabeth ranken.

Wer ist Elisabeth? Woran erinnern wir uns? Und: Warum?
Wer ist Elisabeth? Welche Spuren hat sie hinterlassen?

Wir erinnern uns an das, was gewesen ist. An die Realität. Und wir erinnern uns an das, was erzählt wird. An die Legenden. Die Legenden sind so wichtig wie die Realität. Was erzählt wird von Elisabeths Leben ist so wichtig, wie das was geschehen ist in ihrem Leben.

Elisabeth von Thüringen ist im Sommer 1207 in Pressburg geboren. Als ungarische Königstochter. Noch nicht ganz vier Jahre alt, wurde sie im Zuge der damals üblichen Heiratspolitik nach Thüringen auf die Wartburg gebracht. Ihre Mitgift beeindruckt die Chronisten. Von einer silbernen Wiege erzählt man sich. Von Seide und einem silbernen Badekübel, von einem Schatz, so reich, wie er „im Thüringerland nie wieder gesehen“ wurde. Die kleine Elisabeth wächst im Wettstreit der besten Minnesänger auf, mit Tanz, Ess- und Trinkgelagen. Der Landgraf spart an nichts. Walther von der Vogelweide, berühmtester Sänger seiner Zeit, sagt von ihm: „Der Landgraf ist so gesinnt, dass er mit vielen Helden sein Habe verzehrt. Und kostete ein Fuder Wein tausend Pfund, so stünde doch niemals eines Ritters Becher leer.“

Elisabeth spielt mit Bällen, mit Puppenwiegen und Puppen. Sie spielte Hüpf- und Fangspiele. Und Reigenspiele. Und hat ihre Freude daran. Im „Libellus“ erzählt Guda davon. Guda war, damals fünf Jahre alt, mit Elisabeth aus Ungarn zur Wartburg gekommen. Als „Gespielin“. Nach Elisabeths Lebenswandel gefragt, sagt sie später unter Eid aus, Elisabeth habe von

Kind an besonders frommen Eifer gezeigt. Auch beim Spielen. Beim Fangen spielen habe sie rasch zwischendurch in der Kapelle gebetet oder von außen die Wand der Kapelle geküsst. Beim Wettspielen habe sie gern gewinnen wollen, aber dann vom Gewinn den ärmeren Mitspielenden Kindern den zehnten Teil abgegeben – so wie Erwachsene den Kirchenzehnten zahlten. Täglich verzichtet Elisabeth auf etwas, um ihren Willen Gott zuliebe zu überwinden. Hat sie beim Spiel beste Aussicht zu gewinnen, dann sagt sie: „Jetzt beim Gewinnen möchte ich aus Liebe zu Gott aufhören. Und wenn beim Reigen mehrere Runden zu tanzen sind, dann macht sie nur eine mit und erklärte den Freundinnen: „Eine Runde genügt für die Welt. Die andere will ich Gott zuliebe unterlassen.“

„Eine Runde Tanz genügt für die Welt. Die andere will ich Gott zuliebe unterlassen.“ Ich vermute, dass dieser Satz die tanzende Elisabeth ausmacht. Der Wunsch, zu tanzen ist Grund, auf das Tanzen zu verzichten. Die Freude am Tanzen ist Anlass, den Tanz Gott zu schenken. Hier die Welt und ihre Freuden – da Gott. Und der Verzicht.

Ist das zu verstehen? Würden unsere Kinder solche Sätze sprechen, wir hätten allen Grund zur Sorge.

Die tanzende, die leidende, die freudige Elisabeth. Die zeigt sich uns sperrig. Wir stoßen in ihrer gesamten Lebensgeschichte auf Szenen, die das Leben beschädigen. Auf selber zugefügtes Leiden, auf Sehnsucht nach Leiden. Auf Selbstaufgabe. Sie scheint das Glück im Unglück gesucht zu haben.

Unsere arme kleine geplagte Elisabeth. Warum liebt sie Gott nicht im Reigen tanzen? Warum im Verzicht? Auf welche Spuren stoßen wir da? Welcher Glaube ist das? Welches Christentum ist das? Das lehrt, Gott sei nur im Verzicht zu lieben. Ein Christentum, das im 13. Jahrhundert zum Widerstand aufrief gegen die Gesellschaft. Gegen eine Gesellschaft, von der in der Chronik der Dominikaner- und Predigermonche von Colmar lapidar und ohne moralische Entrüstung geschrieben steht: „Die Ritter trieben Jagd, Fischerei, Turniere, Kampfspiele, Frauenliebe, und fast alle hielten einfache Unzucht für gar keine Sünde.“ Eine Gesellschaft der Oberschicht. Die sich dem Glück des Moments verschrieben hatte. Dem Vergnügen. Und einer Kirche, die mithielt.

Elisabeth spricht eine andere Sprache. Von klein auf. Von Beginn an.

Wer ist Elisabeth? Woran erinnern wir uns? Und: Warum?
Wer ist Elisabeth? Welche Spuren hat sie hinterlassen?

Wir erinnern uns an das, was gewesen ist. An die Realität. Und wir erinnern uns an das, was erzählt wird. An die Legenden.

1221, also mit 14 Jahren, wird Elisabeth verheiratet mit dem Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen. Ludwig, gerade mal 16 Jahre alt, soll auf die Frage, ob er Elisabeth heiraten wolle, auf den höchsten Berg Thüringens gezeigt und geantwortet haben: „Wäre der Berg aus purem Gold, so wäre er mein, und doch würde ich meine liebe Buhle Elisabeth vorziehen.“ Elisabeth und Ludwig lieben sich. Ihre liebevolle partnerschaftliche Beziehung hält bis zum Tod Ludwigs. Schwierigen Situationen hält sie stand. Zu dieser Zeit und unter diesen Umständen alles andere als üblich. Elisabeth und Ludwig bekommen drei Kinder. 1222 (mit 15 Jahren) Hermann, zwei Jahre später Sophie und 1227, drei Wochen nach dem Tod ihres Mannes, Gertrud.

Neben Guda wird Elisabeth in dieser Zeit auch Isentrud zur Seite gestellt. Von Isentrud, einer frommen Witwe, stammen die wichtigsten Passagen des "Libellus". Sie berichtet über die Ehejahre und die anschließende Zeit.

Uns fällt heute auf, dass aus den Prozessakten der Heiligsprechung nichts zu erfahren ist über das private Verhältnis Elisabeths zu ihren Kindern. Offensichtlich war die Kindererziehung kein Thema, über das zu theoretisieren und diskutieren war. Schon gar

nicht kontrovers. Die Kinder lebten einfach das tägliche Leben mit. Jedenfalls solange sie so klein waren wie die Kinder Elisabeths. Elisabeth liebt ihre Kinder. Dass sie sich später nach dem Verlassen der Wartburg vorübergehend von und nach der Übersiedlung nach Marburg endgültig von ihnen trennt, wird nicht als Zeichen mangelnder Liebe gewertet. Es ist blanke Notwendigkeit. Kälte, mangelnde Wohnlichkeit in der Unterkunft Eisenach, Ansteckungsgefahr im Hospital – das tut den Kindern nicht gut.

Die Trennung von der kleinen Gertrud begründet Elisabeth, damit sie sie nicht übermäßig liebe und durch sie am Dienst Gottes gehindert werde. Gottesliebe vor Menschenliebe. Die Gottesliebe hat Vorrang.

Elisabeth handelt liebevoll und verantwortungsvoll. Als Ehefrau. Als Mutter. Als Landgräfin. Die Berichte malen allesamt das Bild einer geistig und körperlich gesunden Frau. Sie ist musisch begabt. Schön. Und, das bestätigt auch Konrad von Marburg, zweifellos sehr klug. Guda schildert, dass sie in der Kindheit viel und gern tanzte. Also konnte sie auch das. Als Ungarin lag ihr das Reiten offenbar im Blut. Isentrud erwähnt, Elisabeth habe an einem Tag 60 - 70 Kilometer im Sattel zurückgelegt. Sie habe repräsentieren können. Und das auch getan. Und sie habe bei Rechtsakten mitgewirkt.

Ohne Zweifel hat Elisabeth zumindest in den ersten Ehejahren niemanden durch religiös-asketische Anzeichen ihres späteren Armutsideals in die Bredouille gebracht.

Die tanzende, die leidende und die freudige Elisabeth. Die Berichte Isentruds über Elisabeths erste Ehejahre, die ersten Jahre mit ihren Kindern sprechen von einer guten Zeit. Einer freudigen Zeit. Aber sie sprechen auch davon, dass sich Elisabeth wandelt. Von einer Landgräfin, die im Mittelpunkt des höfischen Lebens steht und handelt, zur Dienerin der Armen und Kranken, die asketisch lebt, nach und nach äußeren Glanz strikt ablehnt. Ein Wandel, den Elisabeth nicht erleidet. Elisabeth betreibt diesen Wandel. Bewusst. Und aus freien Stücken. Elisabeth zieht sich nicht aus Mangel an Fähigkeiten von der höfischen Gesellschaft zurück. Sie hat viele Begabungen. Viele Talente. Mit denen sie nicht wuchert. Die sie nicht achtet. Die sie aufgibt. Elisabeth lässt auf der Welt hinter sich, was sie liebt. Es ist ihre Art, Gott zu lieben.

Elisabeth liebt Gott. Vor allem. Über alles. Eine Liebesgeschichte aus ferner, fremder Zeit. Mit uns fernen, fremden Ausdrucksformen.

Wer ist Elisabeth? Woran erinnern wir uns? Und: Warum?

Wer ist Elisabeth? Welche Spuren hat sie hinterlassen?

Die Legenden sind so wichtig wie die Realität.

Elisabeths und Ludwigs Sensibilität für religiös-moralische Pflichten ist auffällig. 1223 gründen beide in Gotha ein Hospital. Elisabeths Fürsorge für Arme und Kranke nimmt zunehmend Platz ein. Von Ludwig unterstützt und geschützt – gegen die Familie, vor allem gegen seinem Bruder Heinrich.

Starken Auftrieb bekommt Elisabeth in ihrer Haltung zu dieser Zeit durch eine Bewegung in Italien: Dort hatte Franz von Assisi sich vom Besitz seiner wohlhabenden Familie losgesagt. Er will leben wie Jesus. Seine Leiden auf sich nehmen. Er lebt und fordert die radikale Barmherzigkeit. Elisabeth siedelte die Bettelmönche des neuen Ordens, die sich Franziskaner nennen, in Eisenach an.

Wie Franz von Assisi, der nur ein paar Jahre älter ist als Elisabeth, verachtet sie Geld wie Kot. Wie er, bricht sie mit ihrer gesicherten Herkunft. Wie er, wäscht und küsst Elisabeth Aussätzige. Wie er, überwindet sie den Ekel ihres hohen Standes gegen den Gestank und Schmutz der Armen. Beide freuen sich mehr über Kränkungen, als dass sie ihnen aus dem Weg gehen. Noch während ihrer Ehezeit, berichtet Isentrud, nahm sie einen kranken Bettler auf, der an einer Kopfkrankheit litt, schor ihm die Haare und wusch ihm den Kopf. An einem Gründonnerstag versammelte sie viele Aussätzige, küsste ihre Wunden und wusch ihnen Hände und Füße.

Häufig berichtete Isentrud von Geschenken an Bedürftige. Nach einem Kirchengang schenkte Elisabeth einer armen Frau ihren Wollmantel. Für arme Säuglinge nähte sie selbst Bekleidung und ließ sie taufen. Einem Kranken bezahlte sie die Schulden. Arme Wöchnerinnen besuchte sie zuhause. Einmal sei sie, so wird erzählt, sogar in den Stall gegangen, um eine Kuh zu melken. Die aber habe die ungewohnte Behandlung nicht ertragen. Sie wusch Verstorbene, kleidete sie mit selbst genähten Totenhemden und nahm an der Beerdigung teil. Elisabeth wirkte mit Klugheit und praktischem Sinn. Neues Leinentuch oder neue Hemden durften unter ihrer Aufsicht nicht verstorbenen Reichen ins Grab mitgegeben, sondern mussten lebenden Armen übereignet werden. Elisabeth verteilte nicht nur Nahrungsmittel. Sie förderte auch Arbeitsfähige. Sie gab ihnen Kleidung, Schuhe und Sichel, damit sie bei der Ernte mithelfen und den eigenen Unterhalt verdienen konnten. Wenn sie kein Geld hatte, verteilte sie Mäntel, Kleider und Seidenstoffe, damit die Beschenkten sie verkaufen und zu Geld machen sollten. Die Anfänge einer Sozialen Arbeit. Hilfe zur Selbsthilfe.

Die große Not des Winters 1226/27 wird zu Elisabeths Herausforderung. Sie ist jetzt 19 Jahre alt und öffnet den Hof der Wartburg für die Hungernden. Täglich verteilt sie mit ihren Dienerinnen Speisen. Sie pflegt die Kranken in dem von ihr gegründeten Hospital. Eine Frau aus dem Hochadel, die sich persönlich den Armen zuwendet. Das ist verrückt – im Sinne des Wortes. Elisabeth verrückt die Sitten, den Anstand. Sie ist eine lebendige Provokation. Eine moralische Provokation. Die landgräfliche Familie ist ärgerlich. Nicht ganz unverständlich: Sie muss zusehen, wie ihr glänzender deutscher Fürstenhof peu á peu zum Armenhaus wird.

Elisabeth. Die Tanzende, die Leidende und die Freudige. „Traurig und glücklich in einem“, so heißt es von Elisabeth wie von Franziskus. Wie soll man das verstehen? Wenn nicht immer wieder im Hinweis darauf: Elisabeth liebt Gott. Sie liebt den heimatlosen, armen, schutzlosen und verwundeten Christus. Ihn sieht sie in den Waisenkindern, den Bettlern, den Armen. Ihm begegnet sie im Aussätzigen:

Das wird anschaulich im „Libellus“ erzählt: Eines Tages verließ Elisabeth nach dem Gebet die Kirche. Da stand in der Gestalt eines jammervollen, aussätzigen Menschen der Herr Jesus leibhaftig davor. Er bat sie, ihn um Gottes willen in ihr Gemach zu führen. Sie hob ihn auf ihre Arme und trug ihn, so gut sie konnte, in ihren Wohnraum. Da angekommen, erklärte er: „Hier möchte ich nicht bleiben. Leg mich in dein Bett!“ Sie führte ihn in das Schlafgemach und legte ihn im Ehebett nieder. Die Diener des Fürsten, die das bemerkt hatten, erzählten es ihrem Herrn. Der wurde zornig. Er ging zu dem Gemach, klopfte an und forderte Elisabeth auf zu öffnen: Er wolle nachsehen, wer da wäre. Sie erschrak und schloss ihm die Tür auf ... Er trat hinzu und schlug die Decke zurück. Im Bett sah er aber nicht den Aussätzigen liegen, sondern den gekreuzigten Christus.

Eine Wendung im Geschehen. Kein Trick. Keine getrickste Rettung Elisabeths vor dem verständlichen Zorn ihres Mannes. Gewendet hat sich Ludwigs Sicht. Er sieht mit Elisabeths Augen: Der Aussätzige ist der gequälte Christus. Alles ist eins geworden. Nicht: Da die enge Welt des Religiösen. Hier die davon getrennte Welt des Aussatzes, des Hungers, des gequälten Lebens. Gott und der Aussätzige. Gott und das Waisenkind. Gott und der Bettler. Sie sind zusammengekommen. Wer zum einen will, muss auch zum anderen. Liebe, die zum einen will, muss zu allen. Liebe, die auf alle zielt, trifft den einen.

So sieht es Elisabeth. Und so lernt es Ludwig zu sehen. Ihm wurden die Augen geöffnet. Anders als der thüringische Hof, versteht er Elisabeth. Er weiß: Im Hungernden, im Durstigen, im Nackten, im Kranken, im Fremden und im Gefangenen, Christus begegnet Christus. So, wie es in der Rede vom großen Weltgericht (Mt. 25,31-46) heißt. Er versteht Elisabeths Liebe zu Gott. Und dass ihre Liebe zu den Geschundenen dieselbe ist. Er versteht ihre Freude.

Ludwigs Toleranz wurde bisweilen arg strapaziert. Bei allem Respekt vor Ludwigs Verständnis für Elisabeth: Wer wollte mit so einer Frau verheiratet sein, für die es keinen

persönlichen, privaten Lebensraum mehr gibt? Aber auch in solchen Momenten rückte Ludwig nicht von Elisabeth ab.

Eine zweite Geschichte aus dieser Zeit. Eine Geschichte des Widerstands: Elisabeth habe sich, heißt es, solange sie auf der Wartburg war, verpflichtet, sich von allem zu enthalten, was aus ungerechter Besteuerung oder aus Raub und Plünderung kam. So erkundigte sie sich bei Tisch nach der Herkunft der Speisen und Getränke. Kamen die Speisen aus landgräflichem Besitz, der Wein aber war erpresst, dann sagte sie: "Heute dürft ihr nur essen!" Waren aber die Speisen erpresst, während der Wein aus eigenen Weinbergen stammte, dann: "Heute dürft ihr nur trinken!" Stammte aber beides aus rechter Herkunft, dann klatschte sie vor Freude in die Hände und rief: "Wohl uns! Heute wollen wir essen und trinken!"

Die tanzende, die leidende, die freudige Elisabeth. Die zeigt sich überlegen. Im Widerstand. Im konsequenten Widerstand gegen Ungerechtigkeit. Und gegen ungerecht Erwirtschaftetes. Im Leiden an der Ungerechtigkeit. Und im Freuen an der Gerechtigkeit.

Elisabeth spricht die Sprache des Widerstands. Die lässt sich übersetzen. In die heutige Sprache: Woher kommen die Trauben? Woher die Kaffeebohnen? Woher kommen die Turnschuhe? Wenn jemand wie Elisabeth bei Tisch im Kaufhaus nach fair-trade fragt, dann versteht er die Sprache der Elisabeth. Spricht ihre Sprache.

Wer ist Elisabeth? Woran erinnern wir uns? Und: Warum?
Wer ist Elisabeth? Welche Spuren hat sie hinterlassen?

Was erzählt wird von Elisabeths Leben ist so wichtig wie das, was geschehen ist in ihrem Leben.

1225 gerät Elisabeth, 18 Jahre alt, unter den zweifelhaften Einfluss des Wanderpredigers und Magisters Konrad von Marburg. Konrad entstammte dem Kleinadel und hatte studiert. Er rekrutiert Ritter für einen neuen Kreuzzug nach Jerusalem. Später verfolgt er im Auftrag des Papstes Ketzer. Ein selbstgerechter Mann. Der erbarmungslos vorgeht. Elisabeth überzeugt seine selbst gewählte Armut. Sie wählt ihn zu ihrem Beichtvater. Ludwig wählt ihn zum Berater in kirchlichen Angelegenheiten.

Elisabeth gelobte dem strengen Kirchenmann erstens Gehorsam - soweit die Rechte Ludwigs gewahrt blieben. Zweitens verpflichtete sie sich zu ewiger Keuschheit, falls Ludwig sterben sollte. Konrad von Marburg spricht in seinen Schriften (in seiner Summa Vitae) mit Respekt von Elisabeth. Als deren Beschützer in päpstlichem Auftrag. Er schildert frank und frei das Verhältnis zwischen sich und seinem Schützling. Ohne jedes schlechte Gewissen. Wieso hätte er es auch haben sollen? Die Vorwürfe, die wir ihm machen, sind anachronistisch. Er handelt in seinem Zeithorizont. Da schützt er Elisabeth vor Ludwigs Familie. Was Elisabeth sicher nicht - wie wir - für das größere Übel gehalten hat. Er verschafft ihr den Raum für die Hingabe an die Armen und Kranken. Da bestärkt er Elisabeth in ihrer Askese. In ihrer religiösen Selbstbestrafung. Gegen die weder Ludwig noch ihre Begleiterinnen etwas ausrichten konnten.

Elisabeth stand, berichtet Isentrud, des Nachts häufig zum Gebet auf, obgleich ihr Gemahl sie ermahnte, ihrer Gesundheit nicht zu schaden. Bisweilen hielt er auch eine ihrer Hände während ihres Betens in der seinen und bat sie aus Sorge um ihr Wohlergehen, sich doch wieder hinzulegen. Elisabeth bat ihre Dienerinnen oft, sie nachts zum Gebet zu wecken. Manchmal schlief Ludwig weiter, manchmal stellte er sich auch nur so. Da jene nun befürchteten, ihren Herrn durch das Wecken zu stören, fragten sie ihre Herrin, wie sie das Wecken besorgen sollten. Sie gab ihnen die Anweisung, sie an den Zehen zu ziehen. Einmal zog nun die genannte Isentrud an einer Zehe des Herrn. Der wachte auf. Aber weil er ihre Absicht kannte, nahm er es geduldig hin.

Elisabeth kniete auf dem kalten Boden, bis sie erschöpft einschlief. Als Begründung soll sie gesagt haben: "Wenn ich auch nicht immer beten kann, so möchte ich meinem Fleisch doch diese Gewalt antun, dass ich mich von meinem heiß geliebten Gemahl losreiße." Oder sie erhob sich von der Seite ihres Mannes und ließ sich von ihren Dienerinnen in einer abgelegenen Kammer heftig geißeln. Nach dem Gebet kehrte sie dann fröhlich zum Lager des Gemahls zurück. Das tat sie oft, nachdem sie dem Magister Konrad Gehorsam gelobt hatte. Vorher schon hatte sie in der Fastenzeit und zuweilen an Freitagen dasselbe getan.

Was bleibt, wenn wir das lesen, von der tanzenden, der leidenden und der freudigen Elisabeth übrig? Das Leiden? Das Erleiden?

Warum kann Elisabeth Gott nicht tanzend loben? Tanzen – das ist zu Elisabeths Zeit durchaus auch ein möglicher Ausdruck des Lobes Gottes. Aber ein liturgisch nicht anerkannter. Mystikerinnen wie Mechtild von Magdeburg hat das nicht geschert. Sie sprechen vom „Lobtanzen“. Sie können nicht anders, als ihre innere Freude körperlich auszudrücken, im Tanz. Und sie lassen sich das nicht nehmen: „Dann springe ich in die Minne, von der Minne in die Erkenntnis, von der Erkenntnis in den Genuss, vom Genuss über alle menschlichen Sinne. Dort will ich verbleiben und doch höher kreisen.“ Erklärt sie.

Warum muss Elisabeth sich selber zerstören? Warum muss sie das Glück im Unglück suchen? Die Freude im Leiden?

Aber: Geben wir acht, dass wir Elisabeth und ihrer Zeit nicht unser Urteil überstülpen. Elisabeth ist keine Revolutionärin. Aber sie ist auch nicht das willenlose Opfer. Elisabeth von Thüringen gehört in ihre Zeit. In die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. Mit allem Guten und Bösen, das diese Zeit zu bieten hatte. Ihr Verhalten war nicht normal. War nicht die Norm. Sonst hätte sie nicht von Konrad zur Heiligen gemacht werden können. Aber sie ist auch nicht vom Mond auf die Erde gefallen: Sie ist ein Kind ihrer Zeit. Ihrer sozialen Schicht.

Elisabeth spricht die Sprache ihrer Zeit. Wir können diese Sprache kritisieren. Aber wir können Elisabeth nicht vorwerfen, dass sie sie spricht.

Wer ist Elisabeth? Woran erinnern wir uns? Und: Warum?

Wer ist Elisabeth? Welche Spuren hat sie hinterlassen?

Wir erinnern uns an das, was gewesen ist. An die Realität. Und wir erinnern uns an das, was erzählt wird. An die Legenden.

1227 wird Elisabeth mit dem Entschluss Ludwigs konfrontiert, zum Kreuzzug aufzubrechen. Ein Kreuzzug, der zum Fiasko wird. Im September, noch in Italien, stirbt Ludwig an einer Seuche.

Elisabeth leidet. Elisabeth leidet unter dem Tod Ludwigs. Als sie in Eisenach die Nachricht von Ludwigs Tod erreicht, ruft sie voller Schmerz: „Tot, tot, tot sind mir (nun) aller Welt Freuden und Ehre“. Sie überschreitet eine Schwelle, die ihr Leben verändert. Und sie leidet unter den Anfeindungen ihrer Familie. Denn in Thüringen bricht der Konflikt mit der Familie offen aus. Sie und ihre Kinder können sich in der Familie Ludwigs nicht halten. Sie verlassen die Wartburg. Das Witwengut und damit der Versorgungsanspruch werden ihr zunächst verweigert. Mittellos steht Elisabeth in Eisenach auf der Straße. Eine Frau ihres Standes geht in dieser Situation ins Kloster. Doch sie begreift ihre Situation als Herausforderung im Sinne Franz von Assisis. Sie lebt den Winter über in elenden Verhältnissen. Ein Wunder, dass sie den Winter überlebt.

In jenen Tagen spielt sich wohl die hässliche Szene ab, von der Guda und Isenrud berichten: Elisabeth begegnet eines Tages seiner alten Frau, die oft Almosen von ihr empfangen hatte. Elisabeth war auf dem Weg zur Kirche und war gerade an eine Stelle auf ihrem Weg angekommen, wo Steine zum Übergang über eine tiefe Pfütze gelegt waren. Als die beiden Frauen sich dort begegneten, musste eine der anderen ausweichen. Die Alte

stieß die Landgräfin so stark an, dass die das Gleichgewicht verlor und im Dreck der Straße landete. Elisabeth soll darauf nicht enttäuscht oder böse reagiert haben. Elisabeth wusch ihr Kleid am Brunnen, heiter und unbefangen. Freudig. Wird sie doch von der Bettlerin akzeptiert und bestätigt in ihrer Wunschrolle: Sie will dem Armutsideal nachleben. Sich selbst erniedrigen. Und erniedrigt werden. Leiden. Wie Christus, den sie liebt.

Das ist schwer zu verstehen. Aber wer versteht schon Liebe? Liebe kann masochistisch sein. Vielleicht ist in jeder großen Liebe ein Stück Leiden-Wollen. Vielleicht kann man sie nur so bewahren. Elisabeth jedenfalls räumt eifertig alles aus, was sie vor den Wunden der Liebe schützen könnte. Kann das richtig sein? Widerspricht das nicht in allen Punkten dem, was wir vom Glück wissen? Glück ist doch Übereinstimmung mit sich selbst. Elisabeth sucht die Übereinstimmung mit dem, den sie liebt. Vielleicht ist das töricht. Aber ist es falsch?

Wer ist Elisabeth? Woran erinnern wir uns? Und: Warum?
Wer ist Elisabeth? Welche Spuren hat sie hinterlassen?

Realität und Legende gehen Hand in Hand.

1928, Elisabeth ist 21 Jahre alt, greift ihre Verwandtschaft ein. Ihrem Onkel, dem Bischof von Bamberg, schwebt eine neue Ehe vor. Die schöne Witwe soll einen Fürsten heiraten. Vielleicht sogar den Kaiser heiraten. Elisabeth aber hat für den Fall ihrer Witwenschaft Keuschheit gelobt. „Ich werde mit Herz und Mund Widerstand leisten!“, droht sie. Und dann drastischer: „Dann schneid ich mir die Nase ab!“

Konrad von Marburg greift ein. Und lenkt die Geschicke Elisabeths. Er zwingt mit Unterstützung des Papstes die Landgrafenfamilie zur Auszahlung des Witwenteils. Elisabeth besitzt nun Güter im Marburg. Sie siedelt mit ihren Gefährtinnen und ihrer kleinsten Tochter nach Marburg über.

Aus den Mitteln des Witwenteils stiftet Elisabeth noch 1228 ein Hospiz, das sie Franz von Assisi weihet. Es war ein großer rechteckiger Raum. Links und rechts standen nach Geschlechtern getrennt die Krankenbetten. An der Stirnseite der Halle war die Kapelle. Offen. So konnten die Kranken an der Messe teilnehmen. Sie waren die Gäste Gottes. Versammelt wie in einem Festsaal.

Elisabeth hätte ihr Hab und Gut ganz verschenkt. Und gemäß ihrem Armutsideal nur noch vom Betteln leben wollen. Konrad von Marburg beharrte darauf, dass sie ihr Vermögen für die Bezahlung von Schulden oder den Unterhalt wohltätiger Einrichtungen behielt. Der Konflikt in dieser Frage war heftig. Und führte zu ständigen Reibereien in der Marburger Zeit. An Konrad vorbei gelangen ihr aber immer wieder Armenspenden. So ließ sie kurz nach ihrer Ankunft in Marburg, nachdem ihr die 2.000 Mark Abfindung ausgezahlt worden waren, die Armen und Schwachen zusammenrufen. Dann verteilte sie 500 Mark an einem einzigen Tag.

Von diesem Tag erzählen im „Libellus“ die Gefährtinnen Elisabeth und Hildegund. Als es Nacht wurde blieben nach dem Weggang der kräftigeren Leute bei Mondschein sehr viele schwächere und kranke Personen am Zaun des Krankenhauses und in den Winkeln des Hofes liegen. Bei ihrer Ankunft erblickte Elisabeth sie und sagte zu ihrer Begleitung: "Seht, die Schwächsten sind zurückgeblieben; wir wollen ihnen noch etwas geben." Sie ließ jedem sechs Groschen auszahlen und wollte nicht, dass den Kindern weniger gegeben werde. Dann ließ sie Brote bringen und verteilen und sagte: "Wir wollen ihre Freude vollkommen machen. Zündet Feuer für sie an!" Und sie ließ in der ganzen Länge des Hofes Feuer machen, vielen die Füße waschen und salben. Die Armen fingen an zu singen und sich wohl zu fühlen. Als Elisabeth das hörte, sagte sie: "Seht, ich habe es doch gesagt, wir sollen die Menschen froh machen!" Und sie freute sich – so heißt es im „Libellus“ - mit den Fröhlichen.

"Seht, ich habe es doch gesagt, wir sollen die Menschen froh machen!" Einer der schönsten Sätze, die von Elisabeth überliefert sind. Und einer der wichtigsten, vermutlich. Ein Satz mit

Nebenwirkungen. Die Sorge um die Freude der Menschen. Das ist mehr als Pflege des Körpers. Das ist mehr als die Sorge um das Seelenheil... Das ist mehr. Das braucht mehr. Das kostet mehr ...

"Seht, ich habe es doch gesagt, wir sollen die Menschen froh machen!" Elisabeth hat im 13. Jahrhundert den Menschen im Blick. Den ganzen Menschen. Körper, Geist und Seele. Das Wohl des ganzen Menschen. An Körper, Geist und Seele. In der Kirche des 13. Jahrhunderts. Alleine das macht sie schon einzigartig. Das macht ihre Arbeit einzigartig. Und unverstündlich:

Weil sie sehr viele Almosen verteilt, greift Konrad von Marburg ein. Er befiehlt ihr, nicht mehr als einen Pfennig pro Person zu vergeben. Elisabeth hält das Gebot formal ein. Aber nun überreicht sie die Pfennige nacheinander an die Personen. Konrad erfährt davon und erlaubt nur noch die Verteilung von Brot. Elisabeth verschenkt die Brote wie vorher die Pfennige: Nacheinander. Als er ihr nur noch die Vergabe von Brotstücken gestattet, verfährt sie ebenso. Elisabeth trickst Konrad aus. Und hat unsere Sympathie dafür.

Besonders aufopfernd behandelt Elisabeth kranke Kinder. Konrad von Marburg schilderte drei besonders markante Beispiele: Zuerst nahm sie einen elternlosen, gelähmten Knaben bei sich auf, den sie nachts in ihr eigenes Bett legte. Nachdem dieser gestorben war, pflegte sie in ihrem Haus ein aussätziges Mädchen. Als Konrad davon erfuhr, ließ er es aus Furcht vor Ansteckung entfernen und Elisabeth züchtigen. In seiner Abwesenheit kümmerte sie sich um einen an der Krätze leidenden Jungen, der kein Haar mehr auf dem Kopfe hatte. Sie wusch und heilte ihn. Dieser Junge überlebte sie. Später sitzt er an Elisabeths Sterbebett.

Elisabeth hat keinerlei privaten Raum mehr abgesteckt. Sie lässt Kranke im eigenen Zimmer, im eigenen Bett schlafen. Um sie besser pflegen und versorgen zu können. So bringt sie einen kleinen Jungen, so erzählt der „Libellus“, „zur Verrichtung der Notdurft bis zu sechsmal nachts hinaus ... , was ihr nicht erspart(e), anschließend ihr von Kot verschmutztes Bettzeug waschen zu müssen.“

Elisabeth hält ein strenges Speisegesetz ein. Oft muss sie hungern. Gleichzeitig verausgabt sich Elisabeth in der Sorge um die Menschen. Sie geht zu einem Arzt und fragt, wie viel man hungern darf, wenn man pflegen will.

Die tanzende Elisabeth, die leidende, die freudige. Elisabeth hat in Marburg ihre Lebensform gefunden. In der Nachfolge Christi lebt sie in Bedürfnislosigkeit und Armut. Für die Menschen. Für deren Glück. Und sie freute sich – so heißt es im „Libellus“ - mit den Fröhlichen. Unsere kleine Schwester Elisabeth. Arm. Ausgezehrt. Und freudig.

Wer ist Elisabeth? Woran erinnern wir uns? Und: Warum?

Wer ist Elisabeth? Welche Spuren hat sie hinterlassen?

Was erzählt wird von Elisabeths Leben, ist so wichtig wie das, was geschehen ist in ihrem Leben. Jetzt, am Ende ihres Lebens.

Am 17. November 1231, Elisabeth ist 24 Jahre alt, stirbt sie in ihrem Hospital in Marburg.

Elisabeth ist körperlich und psychisch ausgezehrt. Einer tödlichen Krankheit kann sie kaum noch Widerstand entgegensetzen. Drei Schwangerschaften in jungem Alter. Eine auf die Abtötung körperlicher und psychischer Bedürfnisse ausgerichtete Lebensführung. Schlafentzug. Fasten und Unterernährung. Kälte und mangelnde Hygiene. Elisabeths Körper war ruiniert. Die psychischen Belastungen: Der Tod Ludwigs. Die Trennung von den Kindern. Der ständige Umgang mit Kranken und Sterbenden. Ihr Lebenswille war untergraben. Schon vor ihrer todbringenden Erkrankung hatte sie sich manchmal auf die Erde gelegt. Und sich wie im Sarge gefühlt.

Über ihre letzten Tage und Stunden informieren Konrad von Marburg und der „Libellus“ ziemlich ausführlich. Erstaunlich ausführlich. Elisabeth starb demnach wie eine Heilige stirbt.

Dann wurde es allmählich Mitternacht. Und sie bat die Umstehenden, jetzt ganz still zu sein, und fuhr fort: "Wir müssen nun von Christus, dem Heiland, und vom Christkind sprechen, denn Mitternacht ist nahe, die Stunde, da das Jesuskind geboren wurde und in einer Krippe lag." Mitten im Tod ist ihr die Nacht hell. Die Nacht des Todes ist nicht schrecklich. Sie ist hell. Hell vom Licht jenes Kindes, das in der Mitte der Nacht zu uns gekommen ist. Elisabeth sieht das Licht Gottes, das ihr das Dunkel der Erde hell macht. Ihre letzten Worte lauten: "Und dann erschuf Er einen ganz neuen Stern, wie man ihn noch nie zuvor gesehen hatte." Elisabeth ist selbst zu einem solchen Stern geworden. Ein Stern, der zu Christus führt.

Kaum, dass sie die Augen geschlossen hat, setzt der Run auf Reliquien ein. Er macht vor nichts halt. Für die Menschen, die an diesem Novembermorgen beten und lamentieren, ist Elisabeth schon jetzt eine Heilige. Elisabeth wird in der Kapelle ihres Hospitals beerdigt. Kranke pilgerten nach ihrem Tod in Scharen ans Marburger Grab, um Erlösung vom Elend zu finden. Es wird von Wundern berichtet.

Vier Jahre später, am Pfingstsonntag 1235 wird sie feierlich in Perugia heilig gesprochen. Ohne die typischen Karrieremerkmale: Sie war weder Jungfrau noch Märtyrerin noch Ordensgründerin.

Bis heute nennen Eltern ihre Töchter Elisabeth. Bis heute nennen sich kirchliche Organisationen nach Elisabeth. Vor allem die der Pflege und der Sozialen Arbeit. Bis heute wird professionelle und ehrenamtliche Arbeit getan – in ihrem Namen. Mit dem Blick auf ihren Satz: "Seht, ich habe es doch gesagt, wir sollen die Menschen froh machen!"

Wer ist Elisabeth? Woran erinnern wir uns? Und: Warum?
Wer ist Elisabeth? Welche Spuren hat sie hinterlassen?

Für uns? Die wir uns an sie erinnern. Weil wir so heißen wie sie. Weil wir Kirchen, Gemeinden, Krankenhäuser und Pflegeheime nach ihr benannt haben. Weil wir feiern, dass sie gelebt hat. Und wie sie gelebt hat. Wer ist *unsere* Elisabeth? Subjektiv. Denn objektiv lässt sich die Frage nicht beantworten.

Es gibt viele Elisabeth-Geschichten. Was ist Ihre Elisabeth-Geschichte?

Meine Geschichte ist eine in der neuern Forschung oft diskreditierte Geschichte: Die Brot- und Rosengeschichte. Wenn man von den Eltern Elisabeth genannt wird, dann hat man große Chancen, Elisabeth-Geschichten zu hören. Größere als gewöhnlich. Man hat geradezu ein Anrecht darauf. Und fordert es ein. Von ganz klein an. Das erklärt es vielleicht, dass ich, wie die Forschung meint, auf eine Legende hereingefallen bin. Das Rosenwunder, so belehren mich etliche der wissenschaftlich erarbeiteten Abhandlungen über Elisabeth, sei es nun gerade nicht wert, beachtet zu werden. Unausrottbar sei es, das Rosenwunder. Dem romantischen Verlangen nach Verklärung entsprechend. Eine Wundergeschichte.

Es soll wohl im Jahr 1225 gewesen sein. In der Hungersnot. Elisabeth war gerade mal 18 Jahre alt. Sie half mehr noch als sonst. Sie speiste täglich viele Hungernde, fastete streng und versetzte ihren kostbaren Schmuck, um noch mehr geben zu können. Ihre Schwiegermutter und Konrad tadelten dieses Vorgehen. Sie verklagten Elisabeth beim heimkehrenden Landgrafen. Daraufhin beobachtete Ludwig Elisabeth. Er traf sie mit zwei Jungfrauen auf dem Weg zur Stadt. Unter ihren Mänteln verborgen schleppten sie Körbe mit Brot für die Armen. Hart fuhr Ludwig sie an und sprach: „Lasset sehen, was ihr da traget!“ Als sie die Mäntel aufdeckten, waren keine Brote in den Körben, sondern Rosen. Körbe voller Rosen.

Brot und Rosen. Brot wird zu Rosen. Eine Geschichte, die man nicht auslegen muss. Die Geschichte spricht für sich.

Es ist eine Wundergeschichte. Wunder erzählen davon, dass Gott die Erde berührt. Und verändert. Gott berührt Elisabeth. Elisabeth versteht Gottes Berührung. Die verändert ihr Leben. Und die Veränderung kommt nicht nur von außen. Es ist nicht so, dass Gott Elisabeth berührte und sie ließ es sich gefallen. Die Berührung, die das Leben verändert, kommt von beiden. Von oben und von unten. Von Gott und von uns. Das Angebot geht nicht exklusiv nur an Elisabeth. Die Veränderung des Lebens ist für alle gedacht. So zu leben, dass wir diese Chance auf Veränderung nicht ersticken durch unsere Hoffnungslosigkeit - das ist es, denke ich, was Elisabeth uns lehrt.

Tanzend. Und auf den Tanz verzichtend. Leidend. Mit Christus und an den Menschen. Immer auch, wenn das Leben gelingt, bis in den Tod hinein: Freudig.

Literatur zum Weiterlesen:

I. Quellen

Dietrich von Apolda: Leben und Legende der heiligen Elisabeth, Frankfurt/Main 2002

Libellus de dictis quatuor ancillarum S. Elisabeth confectus. Büchlein über die Aussagen der vier Dienerinnen, in: Walter Nigg (Hg.). Elisabeth von Thüringen, Düsseldorf 1963, 69-107

Wilhelm Schamoni: Heilige der ungeteilten Christenheit. Dargestellt von den Zeugen ihres Lebens. 1967². Düsseldorf

Jacobus de Voragine, (zwischen 1263 und 1273), Legenda aurea. Aus dem Lateinischen übersetzt von Richard Benz, Heidelberg 1979⁹ Kapitel „Von Sanct Elisabeth“, 874-895.

II. Sekundärliteratur

Eine verlässliche neuere Biografie der hl. Elisabeth stammt von: Reber, Ortrud: Elisabeth von Thüringen Landgräfin und Heilige. Eine Biografie, Regensburg 2006.

Mehr die Wirkungsgeschichte der Hl. Elisabeth behandeln Albrecht, Thorsten/ Atzbach, Rainer: Elisabeth von Thüringen. Leben und Wirkung in Kunst und Kulturgeschichte, Petersberg 2006.

Um einen eher spirituellen Weg mit der Heiligen geht es bei Schlegel, Helmut: Dem Herzen trauen. Mit Elisabeth von Thüringen durch das Jahr, Würzburg 2007.

Besonders beeindruckende Gedanken über die hl. Elisabeth und die Spuren, die ihr Leben hinterlässt, schreibt Fulbert Steffensky auf: Elisabeth von Thüringen. Ein Tagtraum vom möglichen Leben, in: Volker Hochgrebe/ Klaus Hofmeister (Hg.) Lebendige Traditionen – Hilfen für die Gegenwart, Würzburg 1994, 51-60.